

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 29

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Hungerjahre

Schlanksein beginnt mit einem Apfel. Diese Spruchweisheit raune ich mir vom Aufstehen bis zum Schlafengehen zu, denn ich führe einen heroischen Kampf gegen unablässig dräuende Fettpolster.

Angehörige, Freunde und Zugewandte erklären mich für verrückt, weil ich ihnen rank erscheine. Doch ich allein vermag abzuschätzen, in welcher Rundungsgefahr Ilse schwebt: eine stressbedingt Heisshungrige, die trübe Aussichten hat, in wenigen Jahren so breit wie lang zu sein. – Nein, dazu darf es nicht kommen.

Wehret den Anfängen! befiehlt ich mir, sobald der Waagezeiger einen Strich vorwärts hüpft, und das tut er, wann immer ich mich von den Essgewohnheiten normaler Sterblicher verleiten lasse. Deshalb heisst meine Lebenslösung: Verzicht. – Dieser Begriff

schreibt sich leicht und konkretisiert sich schwer!

Mit dem Frühstück bin ich noch relativ zufrieden. Ich genehmige sanften Kinderbrei, kenne keine genauen Kalorienzahlen, gaule mir also vor, von den erlaubten tausend Einheiten portionenweit entfernt zu sein. Beschwingt mache ich mich auf den Arbeitsweg, der allerdings bald zur Durststrecke wird: Um acht träume ich schon von Kakao. Um halb neun sehne ich mich, über Papierstapel und Photoberge hinweg, nach fester Materie – nach Kabiswickeln, Pouletbeinen, Suppenfleisch.

Um zehn begegnen mir lauter gipfelkauende Kollegen. Ich schlucke leer, blicke zur Seite, hole schwarzen Kaffee, um den knurrenden Magen zu beschwichtigen. Der tut, als hätte er nie etwas kredenzt bekommen, lässt sich weiterhin vernehmen, überfällt mich mit Schmerzen.

Nach tapferem Leiden schleiche ich zur Aktenmappe, entnehme ihr eine Banane, verschlinge sie in zwei Minuten, schaffe mir eine Spanne der Ruhe.

sem fremden Menschen. Süssigkeiten verbinden Völker! Beim Essen verstehen wir uns bestens, ohne Worte. Er strahlt über das ganze Gesicht – ein Schmächtiger unter Wohlgenährten, ein Besitzerloser unter Wohlhabenden, ein Lächelnder unter Griesgrämigen.

Das wird wohl seine ganze Habe sein, die da zu seinen Füssen liegt und jetzt, sich in der ersten scharfen Kurve selbständig machend, über den Gang schlittert. Was gestrenge Blicke ordnungsliebender Schweizer nach sich zieht. Aber keine Bange, der Besitzer nimmt die Ware wieder in seine Obhut.

Der Tamile ist am Ziel – er ist «zu Hause». Er rafft seine Habseligkeiten zusammen, schenkt mir noch ein strahlendes Lächeln und ein freundliches «Adie», steigt aus, und durchs Fenster, mit sackbeladenen Händen, winkt er mir zu. Niemand im Wagen ausser dem Chauffeur hat ihm einen Abschiedsgruss gegönnt, als er ausstieg, der Fremde. Aber das ist, gottlob, nicht immer so. Es gibt auch anständige, freundliche Schweizer, ich weiss es, denn ich fahre regelmässig diese Strecke. Ich habe vier erwachsene Kinder; sie haben eine Heimat, in der es sich leben lässt. Das könnte mein Kind sein – ein weisshäutiges

Um Viertel vor zwölf beginne ich zu erschlaffen. Um zwanzig nach lechze ich der Schar zu vollen Tellern Abwandernder hinterher. Der wohlgenährte Postbursche dreht sich um, fragt besorgt: «Soll ich dir ein Dessert bringen?» Ich zucke zusammen, schüttle den Kopf, hauche einen Dank.

Der Sieg über mein schlechteres Ich fällt knapp aus. Entsprechend schwach ist – das Triumphgefühl. Ich gäbe es billig: zum Beispiel gegen eine Hefeschnecke. Niemand offeriert mir eine. – Unglaublich!

Um ein Uhr kehren alle an ihre Plätze zurück, legen sich energiegeladen ins Zeug. Ich übernehme ihr Tempo, widme mich beflissen meinen Aufgaben, vergesse darob kurz die Zwangsvorstellungen von Lambraten und Vanillecreme.

Später giesse ich schwarzen Kaffee auf, hoffe, mich damit am Leben zu erhalten.

Um drei enthülle ich einen Kaugummi, um zehn vor vier zücke ich die neunte Zigarette.

Dann naht die personifizierte

Versuchung. Unsere Sekretärin streckt mir einen Schinkentost unter die Nase, strahlt, sagt: «Schau, was ich für dich geholt habe!»

Einen Moment lang sitze ich wie versteinert. Alles, nur das nicht! wispert die Stimme des Gewissens. Doch plötzlich erinnere ich mich meiner Erziehung und der Lehre, man dürfe Nettigkeiten nicht zurückweisen. – Was soll ich tun?

Ich harre der Köstlichkeit entgegen, bemühe mich, Gelassenheit zu mimen, ziere mich einige Sätze lang ...

Endlich fasse ich den Schatz mit beiden Händen, zeige die Zähne, schlage sie ins belegte Doppelbrot, schliesse meine Augen, mahle, mahle, geniesse.

Mit jedem Happen gewinne ich Wärme, Kraft. Mit jedem Bissen werde ich mehr Mensch. Jetzt, da ich meinen Prinzipien abgeschworen habe, kann ich ihnen gleich untreu bleiben: Ich freue mich auf ein schmackhaftes Abendmenü.

Vielleicht beginne ich es sogar mit einem Apfel ...

Der Fremde

Im Postauto, auf den Sitz vor mir, hat sich ein Angehöriger der dunkelhäutigen Rasse gesetzt, die bei uns zurzeit so viel zu reden gibt: ein Tamile. Ein schmächtiger, feingliedriger, junger Mensch. Zu seinen Füssen stapeln sich drei Plastiktaschen und eine abgewetzte Sporttasche. Sein freundliches «Grüessi» haben die andern Fahrgäste einfach ignoriert, dafür wird er mit einigen feindseligen Blicken beschossen. Aber er lässt sich nicht irre machen: Mit strahlendem Lächeln, dabei seine schneeweissen Zähne zeigend (man könnte direkt neidisch werden auf diesen makellosen Besitz!) erklärt er mir, auf seine Habe am Boden zeigend: «Das meine Sach, ick jtz nach Haus.» Ich erkundige mich, ob er in der Halenbrücke wohne. Das versteht er und bejaht meine Frage, deutet dann nochmals auf seinen Besitz und sagt, diesmal weniger strahlend: «Das meine Sach – ik fertg Arbeit in Hotel Konolfingen – schade!» Meine Frage, ob er nun keine Arbeit mehr habe, versteht er nicht.

In meiner Tasche habe ich eine Tafel Schokolade, und nun geniesse ich sie zusammen mit die-



unter Farbigen – ein mittelloses unter wohlhabenden Geschöpfen.

Soll ich nun Gott danken, dass ich eine Angehörige seines auserwählten Volkes, das heisst eine Schweizerin, bin?

Sicher, über das Flüchtlingsproblem lässt sich streiten, aber im Grunde ist die Armut und das Elend in der Welt nichts anderes als das Ergebnis der Machtgier einiger, die meinen, gross zu sein.

Ich bin keine «Fromme» – aber wir sind noch weit vom barmherzigen Samariter entfernt, wenn ich an all jene denke, die diese Mittellosen verdammen und es sich in ihren Zweitwohnungen, in

ihren Zweit- und Drittautos wohl sein lassen!

Ich habe mich geschämt.

Das könnte mein Kind sein.

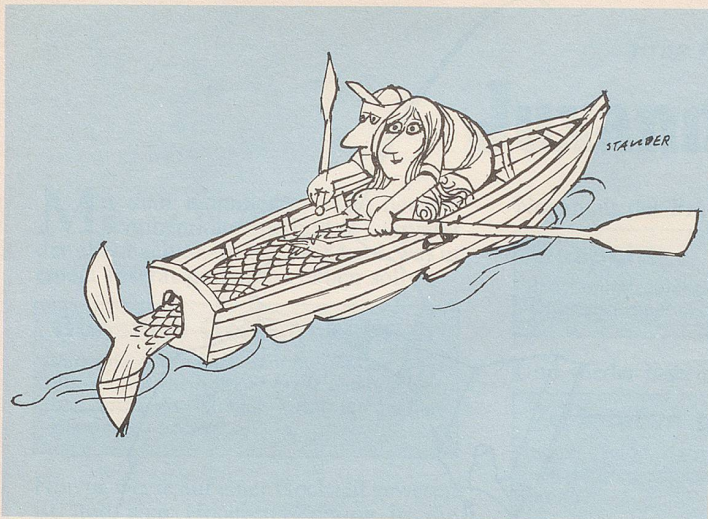
Ich habe geweint am Abend.

Sophie I.

Der Graben

Ich traf eine alte Bekannte, die unglücklich aussah und mir ihren Kummer mitteilte. «Denk doch», sagte sie, «meine Schwiegertochter kann nicht Französisch!»

«Wie? Habe ich recht gehört: Sie kann nicht Französisch? Gibt es das?» fragte ich erstaunt. Als



ich mich von dieser niederschmetternden Mitteilung erholt hatte, versuchte ich, meine Bekannte zu trösten: «Lass dich nicht unterkriegen, Annie! Lass dir keine grauen Haare wachsen! Bestimmt hat deine Schwiegertochter andere, jedoch nicht minder wertvolle Kenntnisse und Fähigkeiten. Fasse dich! Es ist doch etwas ganz Besonderes, dass es hier in der alemannischen Schweiz jemanden ohne Kenntnisse der französischen Sprache gibt. Deine Schwiegertochter ist sicher ein sehr aparter Typ. Kopf hoch, meine Liebe! Wir wollen uns nicht grämen!»

Ich redete Annie noch eine Weile gut zu, aber ich weiss nicht, ob sie wirklich getröstet nach Hause ging. Eigentlich verstehe ich meine Bekannte, denn ich liebe sie; wir lieben sie alle. Ich meine die französische Sprache. Wie kämen wir durch den helvetischen Alltag ohne sie? Lange vor Schulaustritt bekamen wir es zu hören: «Dir wird es gut tun im Welschland!» Besonders oft hörten wir diese Bemerkung, wenn wir uns ungeschickt benommen hatten. Mit unverhohlenem Respekt nannten die Leute in unserer Gegend das Französische dSpraak; dSpraak mussten wir kennen und können.

Neidlos ist man bei uns durchwegs der Ansicht, die Romands seien uns in mancher Hinsicht überlegen. Sie haben mehr Savoir vivre als wir und angenehmere Manieren. Französisch zu sprechen ist zudem – wir wissen es längst – das Tüpfli auf dem i.

Wenn ich all dies überdenke, berührt es mich seltsam, dass von einem Graben zwischen Romands und Deutschschweizern gemunkelt wird. Nicht zu zählen sind seit Jahrzehnten die jungen Menschen, die über den verpönten Graben fahren. Manche kommen überhaupt nicht mehr zurück. Hat sie der Graben verschluckt? Ich sehe Brücken, viele Brücken, schöne und solide Brücken.

Wie interessant und anregend ist es doch, in einem mehrsprachigen Land zu leben! *Lisa Geiser*

Der Prinz und ich

Der englische Thronfolger, Prinz Charles, hat kürzlich als Festredner vor 700 versammelten Architekten die heutige Architektur angeprangert. Es gehe schon lange nicht mehr darum, Wohnhäuser zu bauen, in denen sich die Bewohner wohl und heimisch fühlen, es gehe auch nicht darum, Bürohäuser zu errichten, die sich in die gewachsene bauliche Umgebung der Stadt einfügen; es sei den Herren Architekten nur darum zu tun, aufzufallen und die Zustimmung der Kollegen zu erlangen. Dazu zitierte der prominente Redner ein Goethe-Wort, nämlich, dass es nichts Schrecklicheres gebe als Erfindungskraft ohne Geschmack. – Das ist starker Tabak!

Vielleicht hat sich in dem Prinzen während seiner langjährigen Tätigkeit als Fest- und Einweihungsredner, während er unentwegt Bänder durchschneid, Schlüssel überreichte und Grundsteine legte, Trauer und Wut darüber angestaut, wie mit unserer Umwelt umgesprungen wird; wie im Namen der Baukunst Scheusslichkeit neben Scheusslichkeit gestellt und überdies mit höchstem Lob bedacht wird.

Vielleicht aber hat sich Charles, und das wäre für einen Prinzen schliesslich naheliegend, an das Märchen «Des Kaisers neue Kleider» erinnert, in dem es niemand wagt, auszusprechen, was alle sehen, nämlich, dass der Kaiser gar keine prächtigen, neuen Kleider trägt, sondern dass er unbekleidet durch die Strassen zieht.

Ja, Prinz sollte man sein!

Wenn ich Prinzessin wäre – sagen wir die Prinzessin von Dripsdrill –, würde ich einen Pfeil aus dem Köcher nehmen und ihn mit Freuden mitten in eine Festversammlung abschiessen; in eine Versammlung von Kunstschaftenden zum Beispiel. Niemand würde mich daran hindern, laut und deutlich zu sagen, was mit mir so viele andere denken: Dass wir mit einem Saal voller Bilder, die alle weiss, nichts als weiss, ganz weiss sind, nicht viel anfangen können; dass eine Ladung Steine am Strassenrand zwar durchaus schön sein kann, mit Kunst jedoch nicht viel zu tun hat; dass ein verfilzter Kinderhandschuh vielleicht rührend ist, vor allem für ältere Mütter – aber Kunst? Dass ein Haufen kongenial gestapelter Säcke eher in den Keller gehört als in die gute Stube, usw., usw.

Ich würde meinen Freund, den Prinzen Charles, zitieren, der einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit gesagt hat, es gehe schon lange nicht mehr um die Sache, die Kunst zum Beispiel, es gehe nur darum, aufzufallen und die Anerkennung der Kollegen zu erlangen. Ich würde das bedauern und beklagen; denn wenn sich die Kunst so weit von uns entfernt, dass wir uns nicht mehr in ihr erkennen, uns wiederfinden können, dann haben wir etwas Wesentliches verloren!

Ich bin keine Prinzessin. Niemand lädt mich als Festrednerin ein. Darum sage ich auch nichts.

Ingeborg Rotach

Am Ende der Welt

Wer in beinahe hundert Jahren selten oder nie gebadet hat, gewöhnt sich schlecht oder überhaupt nicht daran. Was Wunder, wenn im Altersheim oft Zeter und Mordio geschimpft wird! Aber gebadet muss sein, punktum.

Nicht so am Ende der Welt. Am Ende der Welt herrscht ein äusserst gesundes Klima; da werden die Menschen oft steinalt. Da es kein Altersheim gibt, müssen die Pflegebedürftigen und jene, die nicht alleine für sich sorgen können, eben ins Spital.

Seit einiger Zeit lebt dort ein über 90-jähriger ehemaliger Waldarbeiter. Er ist zwar noch rüstig, aber auf sich allein gestellt, wäre er verwaht. Er hat jahrelang im Wald gearbeitet und auch dort gelebt, ein vor Sauberkeit blitzendes Spital musste ihm ungewohnt erscheinen und als Aufenthaltsort ein Greuel sein. Doch der Mann hat sich angepasst. Das

Pünktchen auf dem i



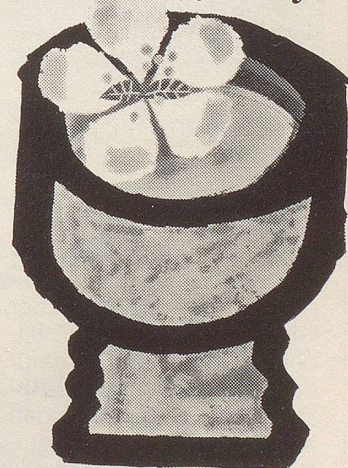
öff

heisst, das Spital hat sich angepasst und ein Abkommen mit ihm getroffen. Ich weiss nicht, wie viele Alterspsychologen und Sozialfachleute bei uns jeweils zugezogen werden, um solche Probleme zu lösen – wenn man nicht von vornherein diskussionslos nach der Methode «punktum» verfährt. Am Ende der Welt war es nicht schwer, eine für alle Teile annehmbare, menschlich einfühlsame Regelung zu treffen. Jedenfalls hat man den Alten dazu gebracht – und er hat sich zu diesem Kompromiss bereit erklärt –, jede Woche einmal zu duschen und die Unterwäsche zu wechseln, dafür darf er immer in den Kleidern schlafen.

Ein Kommentar scheint mir überflüssig!

Dina

*Fabelhaft ist
Apfelsaft*



ova Urtrüeb
bsunders guet